

„Ehrenpflicht“ noch immer?
Vom Umgang mit der Geschichte der Stadt

von

Werner Plumpe, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main

*Wer nicht von dreitausend Jahren/sich weiß Rechenschaft zu geben/bleibt im Dunkeln
unerfahren/mag von Tag zu Tage leben.*

Goethe

I.

Goethes Vierzeiler steht für das historische Verständnis der Moderne, vor allem aber für das 19. Jahrhundert: Zukunft, so die Überzeugung, lässt sich nur aus der Vergangenheit gewinnen, aber nicht als deren Kopie, sondern als das bewusste Begreifen von Gestaltungszwang und Gestaltungsmöglichkeit gegenüber einer offenen Zukunft, die erst durch das eigene gegenwärtige Handeln bewältigbar erscheint. Das 19. Jahrhundert kann als die große Zeit der Entfaltung dieses Verständnis der Geschichte gesehen werden. Damit war freilich zugleich die Frage aufgeworfen, in welcher Weise die Geschichte zur „Lehrmeisterin“ heutiger Entscheidungen und damit zukünftiger Entwicklungen werden sollte. Lange glaubte man, es gehe weniger um ein wissenschaftliches Verständnis der Vergangenheit als vielmehr um ein Selbstaufrichten am großen Vorbild, um Erbauung und Unterhaltung am ästhetischen Symbol vergangener Größe. Doch bald klopfte die „Wissenschaft“ nachhaltig an die Türe und verlangte statt erbaulicher Ästhetizismen gesichertes Wissen, wie langweilig und antiquarisch es immer auch sei. In den 1870er Jahren wird Nietzsche dann die Alternativen, in einer bis heute gültigen Weise, so formulieren: Der Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben sei danach zu beurteilen, ob sie die Gegenwart erdrücke. Sie könne monumentalisch, kritisch oder antiquarisch begriffen werden, müsse aber stets Spielraum zum gegenwärtigen Handeln lassen, ja schaffen. Jede Art gebäre die ihr typischen, nicht immer lebensdienlichen Folgen, vor allem aber sei ein Übermaß an Geschichte schädlich, die professionellen Historiker wären mithin rechte Eunuchen: „...also erst durch die Kraft das Vergangene zum Leben zu gebrauchen und aus dem Geschehenen wieder Geschichte zu machen, wird der Mensch zum Menschen, aber in einem Übermaß von Historie hört der Mensch wieder auf“.¹ Für Nietzsche war vor allem die monumentalische Historie eine, die im Dienst des Lebens stand, die jene historischen Menschen anfeuerte, die die Zukunft gestalten würden; antiquarische und kritische Sehweisen mochten ihren Sinn besitzen, so sie im Dienst des Lebens, der Handlungsfähigkeit verblieben. Wissenschaftlich betriebene Geschichtsforschung und von ihr genährte historische Bildung schienen ihm hingegen lebensfeindlich, philisterhaft, tot. Man mag zu Nietzsches Urteil stehen, wie man möchte: Spätestens seit dieser Zeit steht die Frage

¹ Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil, S.106.

im Raum: welchen Nutzen hat die Beschäftigung mit der Geschichte, bzw. welches Geschichtsbild erweist sich für die Gegenwart und die Zukunft als nützlich?

Die Frankfurter Bürger, die sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts diese Frage vorlegten, waren zumindest zu Anfang um eine Antwort nicht verlegen. Allein schon die Abwesenheit aller akademischen Professionalität in der Kaufmannsstadt und das Vorherrschen bildungsbürgerlichen Liebhaber- und Amateurtums verhinderten eine im Nietzscheschen Sinne philisterhafte Sicht auf die eigene Vergangenheit. Die Tatsache, dass die Vergewisserung um die großen Momente der Geschichte der Stadt eine Gegenwartsfunktion besaß, war den maßgeblichen Stichwortgebern des Historischen Museums in den 1860er Jahren nicht nur klar, sondern geradezu erwünscht. Einerseits in der Erinnerung vergangener Größe, andererseits in der Betonung des historischen Eigensinns der alten freien und Reichsstadt gegen den Anschluss an Preußen lagen daher die prägenden Motive für das bürgerschaftliche Engagement seit den 1860er Jahren. Die kommunale Obrigkeit hielt man dabei gezielt auf Distanz: Das Museum war zwar von seinen Anfängen an eine städtische Institution; der erste Direktor Otto Cornill jedoch war unbesoldet und stand als Person für das selbstbewußte Bürgertum der Stadt, das keinerlei obrigkeitliche Hilfe benötigte, sich die eigene Geschichte anzueignen. Der Patronatsverein des Historischen Museums, dessen 125jähriges Jubiläum uns heute zusammenführt, folgte entsprechend ganz den historisch-ästhetischen Vorstellungen und den Vorgaben des Frankfurter Bürgertums.

Will man die frühe Tätigkeit des Vereins für das Historische Museum und die ersten Ausstellungskonzeptionen des Historischen Museums beschreiben, so oszillierten sie folgerichtig zwischen monumentalischer und antiquarischer Aneignungsweise der Geschichte. Otto Cornill und der langjährige Vereinsvorsitzende Otto Donner-von Richter „wurzelten in romantischen Ideen über Ästhetik und Geschichte, mithin in Anmutungen über die unmittelbare Vorbildhaftigkeit der Vergangenheit oder der selbstverständlichen historischen Triftigkeit des Schönen“, wie es Jürgen Steen in den 1970er Jahre mit kritischem Supcon im Kern aber gleichwohl treffend meinte festhalten zu müssen. Der Gründungsaufwurf des Vereins für das Historische Museum kündete diese Ziele der Stadt. In ihm hieß es, daß man mit dem Historischen Museum einen Centralpunkt schaffen wolle, an dem „Kunstsachen und Altertümer aus Frankfurts Vorzeit zu einem schönen Ganzen“ vereint werden könnten. Der Obrigkeit traute man dabei nicht zu, eine derartige Aufgabe bewältigen zu können; im Gegenteil: Die Stadtverwaltung, waren sich die Gründer des Vereins für das historische Museum sicher, wäre mit der Sammlung der Ausstellungsstücke und ihrer ästhetischen Inszenierung überfordert: „Eine dahin zielende Tätigkeit“, so der Aufruf vom 22. Januar 1877, „ist entschieden etwas dem Wesen einer Behörde völlig Fremdes“. Hier sei die Bürgerschaft gefordert: „Muß es nicht als eine Ehrenpflicht für Frankfurts Bürgerschaft erscheinen, gerade hier helfend einzutreten, wo es sich darum handelt, anschaulich der Gegenwart vorzuführen, zu welcher Blüthe edler Bürgersinn und reger Gewerbsfleiß in längst vergangenen Tagen die Stadt gebracht haben, zum Spiegelbilde und zur ernstern Mahnung?“²

Doch schon um die Wende zum 20. Jahrhundert wurde Kritik an der unsystematischen Sammeltätigkeit der bürgerlichen Amateure und der scheinbar naiv-romantischen

² Zit. Nach Otto Donner-von Richter, Die Gründung des städtischen Historischen Museums und des Vereines für dasselbe im Jahre 1877, in: Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Städtischen Historischen Museums in Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1903, S.40

Darbringungsweise der Sammlungen laut. Die „Wissenschaft“ erhob nachdrücklich ihr Haupt; die „Philister“ ergriffen das Wort. Und es war, wie Andreas Hansert³ in seiner grundlegenden Studie zur Frankfurter Kulturpolitik nachdrücklich zeigen konnte, der wachsende Einfluß der kommunalen Obrigkeit, der der „Wissenschaft“ den Weg ebnete und das bürgerliche Empfinden verdrängte. Die ersten festen, von der Stadt besoldeten Mitarbeiter des Museums brachten eine andere als die bürgerschaftliche Perspektive mit, sie besaßen den wissenschaftlichen Blick. Wollten die Bürger erbauen und unterhalten, sich an der eigenen Geschichte ästhetisch erfreuen und im Beispiel präsent sein, so wollte das 20. Jahrhundert zumindest in seiner obrigkeitlichen Variante zunächst wissenschaftlich korrekt sammeln und dokumentieren, schließlich nach dem Ersten Weltkrieg dann aber vor allem eine geschlossene historische Darstellung präsentieren, die nicht mehr dem „schönen Schein“ des Bürgertums, sondern der exakt erarbeiteten Stadtgeschichte folgte. Es war dabei allerdings nicht allein der „wissenschaftliche Anspruch“ der städtisch besoldeten Kustoden, der das ästhetische Selbstdarstellungsbedürfnis des Bürgertums in die Defensive drängte; Krieg und Inflation hatten maßgeblichen Anteil daran, das Bürgertum mit seinen materiellen Ressourcen auch seiner Selbstgewißheit zu berauben, die bislang für das Aufrechterhalten einer autonomen Bürgerkultur so entscheidend gewesen waren. Entsprechend änderten sich Ankaufverhalten und Präsentation und auch das Selbstverständnis schon vor, insbesondere aber nach dem Ersten Weltkrieg: man lebte in nüchternen Zeiten, ohne dass man damit freilich einen Weg zu einer befriedigenderen Ausstellungskonzeption gefunden hätte. Zum fünfzigjährigen Museumsjubiläum brachte Stadtrat Max Michel das neue Selbstverständnis zwar ohne das ältere Pathos zum Ausdruck und lobte das Museum als den Ort, „der es ermöglicht, die wertvollen Erinnerungsstücke der Vergangenheit der Allgemeinheit in einer Weise, die dem Empfinden unserer Zeit entspricht, zu ordnen und allgemein zugänglich zu machen, so dass dem Beschauer die Lebens- und Kulturformen der Vergangenheit sichtbar vor Augen treten und er selbst sich als Glied einer nicht abreißen Entwicklung fühlen, der fremde Besucher daraus das Gemeinsame menschlicher Kultur überhaupt erkennen mag.“⁴ Die Entwicklung einer neuen Ausstellungskonzeption, die dem mittlerweile wissenschaftlichen Selbstverständnis der Museumsleitung entsprochen hätte, war damit freilich nicht verbunden.

In diese Lücke suchten manche einzudringen, denen der Nationalsozialismus den Weg an die Spitze des Museums zu ebnet schien. Cornills Museum bezeichneten sie als „Trödelbude“, in dem „ein verrosteter musealer Geist einer überlebten Zeit“ herrsche.⁵ Aus dem Verein für das Historische Museum verdrängten sie die jüdischen Mitglieder; ein nicht wiedergutzumachender Aderlaß setzte ein. Jedoch bewiesen sowohl das Museum wie der Patronatsverein eine erstaunliche Widerständigkeit gegen die germanophilen Zumutungen so mancher volkstümelnder Heimatverfechter. Letztere drangen nicht durch; im Gegenteil konnte sich mit dem 1933 gegen nationalsozialistische Vorstellungen gewonnenen Albert Rapp, zunächst Kustos und nach dem Krieg Direktor des Historischen Museums, eine Haltung behaupten, die dezidiert für die Wahrung des bürgerlichen Erbes und die Autonomie

³ Andreas Hansert, Bürgertum und Kulturpolitik in Frankfurt am Main. Eine historisch-soziologische Rekonstruktion. Mit einer Einführung von Ulrich Oevermann, Frankfurt am Main 1992.

⁴ Max Michel, Geleitwort, in: Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des städtischen Historischen Museums, Frankfurt am Main 1927.

⁵ Zit. nach Jürgen Steen, Zwischen bürgerlicher Tradition und weltanschaulicher Integration. Zur Geschichte des Historischen Museums Frankfurt am Main im 3. Reich, in: Die Zukunft beginnt in der Vergangenheit, Frankfurt am Main 1982, S.274-308, hier S.280.

des Museums gegenüber völkischen Zumutungen stand. „Sozialgeschichtlich behielten“, um noch einmal Jürgen Steen zu zitieren, „auch die 1937 neu aufgestellten Abteilungen den für das Museum insgesamt charakteristischen großbürgerlich/patrizisch-adeligen Zuschnitt, waren nicht ‚volkstümlich‘“. ⁶ 1937 verhinderte der Verein für das Historische Museum auch, daß ein Volkstümlicher neuer Direktor wurde, und trug statt dessen maßgeblich zur Durchsetzung von Otto Solms-Laubach bei, der sich in zahlreichen Fällen dem Regime entgegenstellte. Allerdings entwickelte er erstmals ein geschlossenes Museumskonzept, in dem die Frankfurter Stadtgeschichte einheitlich begriffen und strukturiert werden sollte, wodurch die Präsentation des Museums nicht mehr historisch-ästhetisch, sondern entwicklungsgeschichtlich angelegt worden wäre. Dieses während des Krieges nicht mehr realisierte Konzept stieß in der Nachkriegszeit auf den entschiedenen Widerspruch des nunmehrigen Museumsdirektors Rapp, der ein im Grunde bürgerlich-elitär geprägtes, ästhetisches Konzept der Dokumentation und Präsentation von Stadtgeschichte befürwortete und in der Instrumentalisierung der Stadtgeschichte zugunsten fester Geschichtsbilder nicht ganz zu Unrecht ein Kennzeichen totalitären Denkens vermutete. Folgerichtig polemisierte er gegen das „... in der letzten Zeit eingerissene Schulbuchmäßige, das aus dem Museum einen Lehrgang machen wollte, bei dem der ‚erfaßte‘ Besucher bei Nr. 1 zu beginnen und bei Nr. 10 zu enden hatte, ... bei möglichst nüchterner und geschmackloser Aufreihung der dazwischen liegenden Nummern.“ Und die Auseinandersetzung zu Beginn der 1970er Jahre gleichsam vorwegnehmend betonte Rapp: „Zur notwendigen Befreiung gehört m.E. auch die Beseitigung des Joches der Schulungsfanatiker auf diesem Gebiet. Der Besucher lernt hundertmal leichter und sehr viel mehr, wenn seine Freude und sein Staunen erweckt sind.“ ⁷

Entsprechend setzte Rapp sich in den unmittelbaren Nachkriegsjahren auch für einen Aufbau der Altstadt entsprechend ihrer historischen Dimensionen ein; es ging ihm dabei nicht um eine Kopie der im Bombenhagel untergegangenen Altstadt, sondern um einen Aufbau im Rahmen der historisch gewachsenen Strukturen, Straßen- und Fluchtlinienführung. Rapp konnte sich mit seiner Vorstellung der Präsentation der Stadtgeschichte freilich ebenso wenig durchsetzen wie mit seiner Vorstellung der Altstadtgestaltung; hier dominierte unter dem Diktat der kommunalen Verwaltung schließlich der „Napoleon der Fluchtlinie“ Adolf Miersch, der aus der historischen Altstadt im Geiste der Stadtplaner der zwanziger Jahre eine Wohnsiedlung mit optimalem Verkehrsanschluß machen wollte – und damit trotz des erbitterten Protestes vieler Frankfurter Bürger erfolgreich war. ⁸

Eine Darstellung der Stadtgeschichte musste nach dem Krieg zunächst mangels geeigneter Räume unterbleiben; die schließlich zu Beginn der 1970er Jahre gezeigte Schau war offensichtlich dem zuvor fertiggestellten Neubau des Historischen Museums in der Abkehr

⁶ Jürgen Steen, Zwischen bürgerlicher Tradition und weltanschaulicher Integration. Zur Geschichte des Historischen Museums Frankfurt am Main im 3. Reich, in: Die Zukunft beginnt in der Vergangenheit, Frankfurt am Main 1982, S.274-308, hier S.278.

⁷ Zit. nach Steen, Zwischen bürgerlicher Tradition, S.300. Daß Rapp in den 1970er und 1980er Jahren für diese bürgerliche Haltung gescholten wurde, bedarf keiner weiteren Erwähnung.

⁸ Die angesichts der Häßlichkeit der Altstadt heute häufig zu hörende Begründung, angesichts der Nachkriegsnot habe zu diesem raschen Wiederaufbau keine Alternative bestanden, ist nichts weiter als eine Schutzbehauptung, die mit den historischen Tatsachen nicht übereinstimmt. Man wollte genau diese Altstadt, obwohl man Alternativen hatte, vgl. Hansert, Bürgerkultur, S.206ff. Die Ausnahme aus dem Wiederaufbaudebake, das Goethe-Haus, verdankt ihre Existenz der Tatsache, daß nicht die Stadt, sondern das Freie Deutsche Hochstift, also eine Einrichtung der autonomen Bürgerkultur, der Bauherr war.

von der Vielfalt der Geschichte und ihrer Zurechtstufung auf zeitgeistgänger Eindeutigkeit kongenial. Und auch die Funktionszuweisung an die Darstellung der Stadtgeschichte, die der damalige Oberbürgermeister Rudi Arndt vornahm, war ganz dem Zeitgeist verpflichtet: „Die Funktion des Museums“, so Arndt in unfreiwilligem Anknüpfen an die Kritiker des bürgerlichen Ästhetizismus aus der ersten Jahrhunderthälfte, „kann sich nicht mehr darin erschöpfen, Aufbewahrungsort für Antiquitäten, oder stiller Winkel für wehmütige Erinnerungen zu sein.“ Der eigentliche Wert der Sammlungen zeige sich, „wenn sie uns als Hilfsmittel kritischer Geschichtserkenntnis dazu befähigen, die Gegenwart besser zu begreifen, damit wir die Probleme der Zukunft meistern können.“⁹

Das Historische Museum als Hilfsmittel kritischer Geschichtserkenntnis: schon die Wortwahl verriet den Geist des Lehrbuches. Die Geschichte der Stadt wird nicht als im Grunde unverfügbare Vergangenheit gesehen, deren Wert gerade in ihrer Vieldeutigkeit liegt, sondern – ordentlich zugerichtet - als Schulungsheft, das den unmittelbar (und in den siebziger Jahren wohl auch politischen) Interessen der Gegenwart verfügbar zu machen ist. Diese Zuspitzung der Stadtgeschichte zur kritischen Instanz war freilich zugleich die Zuspitzung zur Krise, da durch sie im Grunde eine Aneignung der Geschichte museal ausgeschlossen ist: denn die Geschichte, sollte es so etwas im Kollektivsingular überhaupt geben, erweist sich eben nicht als die kritische Lehrmeisterin, der wie einem Rezeptbuch das richtige Entscheidungsverhalten für die Zukunft zu entnehmen ist. In der Auseinandersetzung der siebziger Jahre zeigte sich ihre Uneindeutigkeit: sie erzählt ihren verschiedenen Liebhabern unterschiedliche Geschichten, je wie sie gefragt wird und gelaunt ist. Im Wissen hierum, dies hatte Jakob Burckhardt nachdrücklich betont, liegt ja auch ihre ganze Kraft: sie macht eben nicht klug für morgen, aber - so man bereit ist sich auf sie einzulassen - weise für immer, gerade insofern sie uns die Unmöglichkeit letzter Aussagen zeigt. Fragen wir uns vor diesem Hintergrund, welche Bedeutung denn nun die Geschichte der Stadt und ihre museale Inszenierung habe, ja wie sie angemessen gezeigt werden könne, hilft uns ein Blick in die Vergangenheit mithin nur bedingt weiter. Ein monumentalisch-ästhetisches Verhältnis zur Stadtgeschichte ist heute kaum mehr vorstellbar, ein philisterhaft-antiquarisches Geschichtsbild würde uns langweilen, ein kritisches unsere berechnete Unzufriedenheit und - eben gerade - unsere Kritik hervorrufen.

Mit Marcel Reich-Ranicki möchte man sagen: 125 Jahre vergangen und „alle Fragen offen“!

II.

Wenn im folgenden gleichwohl der Versuch gemacht, auf die Frage eine Antwort zu finden, welchen Stellenwert die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Stadt heute haben könnte, so geschieht dies unter zahlreichen Einschränkungen. Zunächst rede ich als Wirtschaftshistoriker, dessen Perspektive zweifellos eine ganz eigene ist. Mir fehlt jede museumsdidaktische Kompetenz; ich bin Museumsbesucher mit Vorlieben und Abneigungen, aber eben ohne den tieferen Zugang des wirklich didaktisch geschulten Pädagogen, der Zwecke erreichen will. Auch rede ich nur ganz begrenzt als Wissenschaftler, vielmehr als interessierter Beobachter und Zeitgenosse, schließlich auch als Neufrankfurter, der in manchem vielleicht noch einen distanzierten Blick hat. Auch im Bewußtsein darum, daß es

⁹ Zit. nach Hans-Otto Schembs, „...Unserer Vaterstadt zur Ehr und Zierde“. 120 Jahre bürgerliche Sammeltätigkeit – Geschichte eines Museumsvereins, Frankfurt am Main 1977, S.106.

eine einheitliche und eindeutige Botschaft der Geschichte nicht gibt, ist mir das Konzept von Albert Rapp, die Geschichte der Stadt in ihren Relikten ästhetisch zu präsentieren und es dem Betrachter zu überlassen, hieraus „eine Geschichte“ zu machen, mehr als sympathisch: angesichts der modernen Möglichkeiten musealer Darstellung halte ich sie für avantgardistisch, zumindest aber moderner als der oberlehrerhafte Anspruch der siebziger und achtziger Jahre. Auch scheint mir Nietzsches überzeugendes Petitum, die Geschichte dürfe die Gegenwart nicht erdrücken, gerade auf diese Weise berücksichtigt. Aber hiermit soll es genug sein, sofern museale Fragen im eigentlichen Sinne zur Debatte stehen. Ich möchte unser Problem, wie mit der Geschichte der Stadt umzugehen sei und welchen Nutzen man daraus ziehen kann, im folgenden in eine andere Perspektive stellen.

III.

Die Frage, mit der ich mich beschäftigen will, ist nicht die grundsätzliche Frage nach dem Stellenwert der Geschichte für die Gegenwart; diese Frage ist für unseren Anlaß zu groß und muß im Grunde auch nicht beantwortet werden, wenn der Stellenwert der Pflege der Frankfurter Stadtgeschichte zu behandeln ist. Mir geht es konkret um die Frage, was bedeutet Geschichte, was bedeuten historische Relikte heute für eine Stadt wie Frankfurt am Main, die in ihrer Gegenwärtigkeit doch so frei von historischen Bezügen zu sein scheint. Die traditionellen Antworten lauten zumeist ganz allgemein: ein waches Geschichtsbewußtsein bringe bürgerliche Identität, fördere prosoziales Verhalten und trage mithin insgesamt zur sozialen Integration bei. Auch könne die Zukunft nur gestalten, wer die Vergangenheit kenne und im deutschen Fall besonders die sich daraus ergebende Verantwortung übernehme. Dies will ich alles nicht bestreiten; eine derartige Auseinandersetzung mit der Geschichte der Stadt ist zweifellos nützlich, auch und gerade für jene, die neu in diese Stadt kommen. Mein Punkt ist aber ein anderer. Es ist ein krudes Nützlichkeitsargument, das ich Ihnen im folgenden vortragen werde, und mancher Purist, zumal deutscher Provenienz, wird die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn das Historisch-Ästhetische zugleich nützlich sein soll. Alles Schöne, so ein weit verbreitetes Vorurteil, darf uns nicht materiell interessieren, wir müssen es absichtslos verfolgen: eine fatale Überzeugung, die nichts nutzt, aber sehr viel schadet.

Städte sind Standorte menschlichen Lebens und Arbeitens; und gerade hier hat sich in den vergangenen Jahrzehnten ein Strukturwandel vollzogen, der manche liebgewordene Selbstverständlichkeit über Bord wirft. Jene Faktoren, die in der Vergangenheit Städte gebildet haben, waren örtlich gebunden, kernfest und auf Dauer angelegt. Bei Residenzstädten war dies offensichtlich, ebenso bei Handelsstädten, die in Zeiten schwerer Transportbedingungen günstig liegen mußten: Frankfurt weiß davon ein Lied zu singen. Auch die große Städtebildnerin der Neuzeit, die Industrie, war über Jahrhunderte eine standorttreue Seele. Städte besaßen allein deshalb eine Unverwechselbarkeit, die sich aus der Unveränderbarkeit von Standortbindungen zwingend ergab. Hinzutraten Agglomerationseffekte: in Hamburg war schließlich nicht der Hafen, sondern auch Bibliotheken, Museen, Theater, Bildungsanstalten und Vergnügungstätten lagerten sich der Stadt an und machten sie unverwechselbar.

Dies hat sich geändert. Die Transportrevolution relativierte die Entfernungen und mit ihr die Lagen; die seit den sechziger Jahren voranschreitende Deindustrialisierung entwertet alte Standortfaktoren, die Revolutionen der Medien- und Telekommunikationstechniken

schließlich machen feste Metropolen überflüssig: Netze ersetzen die alten Metropolenfunktion. Insgesamt nimmt die Bedeutung der nichtaustauschbaren, ortsfesten Standortfaktoren ab, wohingegen die austauschbaren, wechselhaften und flüchtigen an Bedeutung gewinnen. Dies bedeutet nicht, daß die Metropolen verschwunden sind oder verschwinden werden. Aber: Die Standortkonkurrenz ist dabei neu entstanden oder zumindest entscheidend härter geworden, da heute die Wahl der Standorte viel freier erfolgen kann. Und sie vollzieht sich nach anderen Kriterien als früher: nicht mehr die Nähe zu Rohstoffen oder zu Transportwegen ist entscheidend, sondern ihre jeweilige Einmaligkeit wird zur entscheidenden Ressource, ob eine Metropole ihren Status beibehalten und ausbauen kann, oder ob sie ihn verliert. Diese Ressource nun, darauf hat der Philosoph Hermann Lübbe, vor einiger Zeit nachdrücklich hingewiesen, ist eine Funktion ihres historischen Charakters.

Die modernen Kommunikationsnetze, so Lübbe, förderten dezentrale Strukturen ebenso wie die frühen Kommunikations- und Transportformen Orte auszeichneten und festlegten, Metropolen hervorriefen, förderten und in ihrem Status festigten. Damit sei kein Verschwinden der alten Metropolen bedingt, aber ein Funktionswandel, den Lübbe so beschreibt: „Im temporalen Aspekt der Sache erklären die insoweit skizzierten Netzverdichtungsvorgänge mit ihren kulturell homogenisierenden und dezentralisierenden Wirkungen die auffällige Tendenz der Musealisierung unserer alten Metropolen. Dreißig Prozent aller Touristen, so sagt die Statistik, seien Städtetouristen. Zu diesen Anteilen brechen die Urlauber nicht zu den Meeresstränden oder in die Gebirge auf, vielmehr nach Paris oder Rom, Wien oder Berlin. Die Architektur in den Zentren dieser alten Städte ist heute überwiegend denkmalgeschützte Architektur. Und das ist es eben: Die Einzigartigkeit der Metropolen, die der moderne Städtetourist aufsucht, ist nicht mehr die Einzigartigkeit in der Zugänglichkeit aktueller Zivilisationsgüter. Es ist vielmehr die Einzigartigkeit eines städtebaulichen Reliktensembles, für das es in der modernen Zivilisation ein Äquivalent nicht mehr geben wird. Härter gesagt: Hauptstädte des altgewohnten zivilisatorischen Typus lassen sich heute als neue nicht mehr bauen. Die nationalen Regierungen, gewiß, werden unverändert in den Städten angelobt, und dort gibt auch der Staatschef seinen Neujahrsempfang fürs diplomatische Corps. Das ist rituell korrekt, und selbst noch in der Medienberichterstattung über diese Ereignisse verlangt das Publikum die symbolische Präsenz eines hauptstädtischen Ambientes. Aber wo findet man das in der sich dezentralisierenden modernen Welt? Am ehesten noch in architektonischen Relikten, die gerade deswegen, weil sie aktuelle Funktionen technischer Art nicht mehr erfüllen, sich für Zwecke der symbolischen Repräsentanz des Gemeinwesens hervorragend eignen – die Schlösser und hohen Treppen, die Kuppeln und Säulengänge unserer Hauptstädte. – Die Anwendung auf die deutsche Hauptstadt Berlin ist klar: Ihr Neubau verlangt – bis hin zum Schloß und zur Kuppel des Reichstagsgebäudes – die maximale Wiederherstellung ihrer zivilisationsrevolutionär zum Relikt gewordenen alten metropolitanen Substanz. Alles andere wäre rückwärtsgewandte Orientierung an avantgardistischen Hauptstadtvisionen von gestern.“¹⁰

Auf Frankfurt, eine Stadt, die zumindest den Anspruch erhebt, eine, wenn auch kleine Metropole zu sein, bezogen, zeigt sich sehr schnell, daß es sich bei der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Stadt in dieser Perspektive keineswegs um eine akademische Frage der

¹⁰ Hermann Lübbe, Die Metropolen werden museal. Trends zivilisatorischer Evolution in der sogenannten Informationsgesellschaft, in: FAZ vom 6. Juni 1997.

Art handelt, in welcher Weise Hinweistafeln im Museum den vermeintlichen Geschichtsverlauf korrekt wiedergeben. Es geht letztlich um existentielle Fragen der Qualität des Standortes. Heute rächt es sich doppelt, daß man nach der Vernichtung des alten bürgerlichen Frankfurt durch die Nazis und den Zweiten Weltkrieg der kommunalen Obrigkeit bei der endgültigen Zerstörung der Frankfurter Innenstadt nicht in den Arm gefallen ist: nicht nur leidet die Stadt an der verhunzten Wiederaufbauarchitektur und der brutalen Verkehrsführung; auch und vor allem ist Frankfurts Konkurrenzfähigkeit im Metropolenwettbewerb aufgrund seiner enthistorisierten Realität nachhaltig geschwächt. Die Attraktivität gegenwärtiger Metropolen hängt eben in zunehmendem Maße gerade von der Sichtbarkeit historischer Sedimente in Architektur und Stadtgestaltung und ihrer entsprechenden Inszenierung ab, die mehr denn je die Identität einer Stadt bestimmen. Sind die harten Standortfaktoren flüchtig geworden, so erweist sich gerade die Sichtbarkeit von Geschichtlichkeit und vor allem ihrer herausragenden ästhetischen Monumente als entscheidender neuer Standortfaktor.

IV.

Was heißt dies für Frankfurt? Ganz im Lübbeschen Sinne war das Frankfurt vor dem Krieg ein musealer Raum. Kulturstadtrat Max Michel hat dies schon 1927 in aller Klarheit gesehen: „Darüber hinaus möge aber die Erkenntnis wachsen, dass der Denzinger'sche Museumsbau nicht allein das ‚Historische Museum‘ der Stadt ist, sondern daß die gesamte Altstadt, zwischen Hirschgraben und Fischerfeld mit Römer, Goethehaus, Dom und Main, Bürgerhäusern, Goldene Wage und Fürsteneck, dem Karmeliter- und Dominikanerkloster wie dem Deutschordenshaus, dem alten Judenfriedhof und all' den ungezählten Gässchen und Plätzen, Ecken, Winkeln, Brunnen, Teile eines großen, die Frankfurter Stadtgeschichte deutlich wiedergebenden historischen Kultur museums sind, würdig und bedürftig des besonderen Schutzes und der besonderen Liebe der gesamten Bürgerschaft.“¹¹

Der Untergang des historischen Frankfurt, von den Verbrechen des Nationalsozialismus ermöglicht, ist nach dem Kriege endgültig vollzogen worden; aber in der Stadt klafft bis heute eine offene Wunde, die durch die Berliner Straße, das Technische Rathaus und das Historische Museum - freilich gegen den Willen ihrer kommunalen Bauherren - offengehalten wird. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Stadt kann sich daher nicht auf das Sammeln von Francofortensia und das gelegentliche Streiten um Museumskonzepte beschränken. Es geht ganz im Sinne der Gründerväter des Vereins für das Historische Museum um mehr: um das Wachhalten eines historischen Anspruchs auf historisch-ästhetische Gestaltung des städtischen Raumes, womit zugleich – ganz nüchtern - ein wichtiger Faktor der jetzigen und zukünftigen Standortkonkurrenz bedacht ist. Denn das ist sicher: alle großen Städte - Europas zumindest - sind historisch-ästhetische Inszenierungen, nicht zuletzt Paris und London, aber eben auch Mailand, Amsterdam und jüngst etwa wieder Leipzig, die in ihrer sichtbaren Historizität ihre Unverwechselbarkeit, ihren Charme und ihre metropolitane Attraktion besitzen. Für Frankfurt kann dies nur heißen, sich seiner Geschichte, auch und gerade seiner Baugeschichte in ihrer Einmaligkeit zu stellen und bewusst zu werden. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei betont, daß es dabei um die gesamte Geschichte der Stadt geht, für die hier die untergegangene Altstadt nur prägnantester Ausdruck ist. Alles

¹¹ Michel, ebenda.

zusammen: Bauten, Köpfe, Institutionen und Traditionen, große Momente und bittere Stunden ergeben jene historische Einmaligkeit, die unverwechselbar ist und die sich eben im Stadtbild am sichtbarsten niederschlägt. Dabei ist auch klar: Die Stadt hat im Konkurrenzkampf der Metropolen als Kopie anderer Orte ebenso wenig eine Chance wie als rein funktionaler Finanzplatz: Frankfurt sollte sein eigenes ästhetisches und kulturelles Erbe ernst nehmen und sichtbar leben! Dies ist in erster Linie natürlich eine Aufforderung an die Bürger der Stadt. Denn die Geschichte der Stadt zeigt auch, dass die großen Phasen ästhetischer Stadtgestaltung zugleich immer auch Phasen hohen bürgerschaftlichen Engagements und kulturellen Selbstbewusstseins waren. Dazu sollte bürgerliches Mäzenatentum, das sich um die Geschichte der Stadt und ihre Repräsentation in der Vergangenheit bereits so verdient gemacht hat und das in seiner Selbstlosigkeit der Sache gegenüber Max Weber bereits vor 1914 als einmalig in Deutschland rühmte, in der Zukunft ebenso maßgeblich beitragen können wie das Engagement in jenen Vereinen, die sich der Pflege der Frankfurter Geschichte widmen.

Da das alte Frankfurt untergegangen ist – im Bombenhagel und in der funktionalistischen Wiederaufbaudiktatur, die bürgerschaftliches Engagement nicht wollte – ist eine derartig historisch-ästhetische Haltung zur Stadt als gewachsenem Lebensraum im Frankfurter Fall nicht einmal konservativ: es muß vielmehr darum gehen, die Balance zwischen Altem und Neuem im Stadtbild und im Milieu neu zu finden, Frankfurt damit sein historisches Antlitz neu zu schaffen. Dies verlangt nach der Pflege des Alten, der Bewusstmachung des fahrlässig Zerstörten und der zukünftigen Gestaltung des Stadtraumes in seiner historischen Geprägtheit. Um diese historischen Dimensionen zu haben, muß man sie kennen und – pflegen. Dazu sind Sie, die Mitglieder der Historisch-Archäologischen Gesellschaft, aufgerufen, ganz im Sinne einer avantgardistischen Stadterneuerung aus dem historischen Geist der Stadt. Denn wenn die Geschichte der Stadt ein weiteres lehrt, dann ist es die Tatsache, dass ihre Bürger es waren, die die Stadt ästhetisch begriffen und gestalteten. Man wusste bei der Gründung des Vereins für das Historische Museum durchaus zu recht, dass die Geschichte der Stadt zu wichtig ist, um sie allein der Obrigkeit zu überlassen. Daran hat sich nichts geändert!